Vom Stotterfritzchen

Autor(en): **Beran, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-571661

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

aus dem Fahnen ragen und Gewehrläufe blitzen, Männer mit dem Becher in der Hand oder sonst einem nützlichen Gegenstand, den sie herausgeschossen. Je tiefer sich die Spielenden in ihre Gedanken hineinlebten, umso inniger klang die Melodei. Allmählich erstarkten die Töne, jagten sich endlich in wilder Hast, überholten sich, und also schloß ein aufjauchzender Akkord das Stück.

Die Musikanten sahen einander zufrieden an. Ein jeder hatte seine Pflicht getan, und die Leute, die sich auf dem Marktplatz versammelt hatten, rühmten die drei Meister. Die Mädchen sahen verschämt zu den Burschen hinüber, die Alten freuten sich. Da drängte sich der alte Uhrenmacher Daniel Züst hervor und sprach mit dünnem Stimmlein: „Jetzt kann ich ruhig sterben, da ich weiß, daß ein Junger für mich die Geige spielt, und dazu noch so schön!" In der Kronenstube stießen die drei Meister an. Sie drückten sich die Hand und waren sich bewußt, wahrhaftige Böllerburger zu sein.

Mit diesem Gedanken schieden die drei. Meister Jakob Ziegel schlurfte die Gasse hinunter, Meister Elias Aggeler schritt mit erhobenem Haupte zum „Blauen Winde" hinüber; Peter Boerlin, der verliebte Rosenschmied, ging eigene Wege. Er schlich steile Treppen hinauf, öffnete eine kleine Giebelkammer, küßte Lenchen wach und flüsterte: „Komm unter die Linde, mein Schatz; morgen will ich Meister sein!" Leni flocht die Zöpfe zurecht und sprach: „Die Welt ist schön; ich liebe dich, und du liebst mich. Hörst du die Tauben? Sie sitzen vor dem Schlag; denn die Sonne sinkt hinter die Kornfelder."

Vom Stotterfritzchen.

Skizze von Felix Beran, Zürich. Nachdruck verboten.

„Tatata" sagte Fritzchen und sah ganz vergnügt dabei aus, obwohl er eigentlich etwas ganz anderes sagen wollte. Er hatte aber keine anderen Worte, er konnte nicht sprechen, wie das andere Kinder in seinem Alter wohl können, und er sagte immer nur „Tatata". Deshalb nannte man ihn das Stotterchen. Mama sagte es zärtlich, Papa manchmal ganz ärgerlich und die Kinder erst spöttisch; dann aber sagten es alle aus Gewohnheit und dachten nichts weiter bei dem Namen.

Ein paarmal war ein Herr Doktor dagewesen. Ein langer Herr Doktor mit schwarzem Rock und hohem weißem Kragen; dem mußte Lina immer gleich ein frisches Handtuch bringen, und dann hatte Fritzchen arg geschrieen, und es war wegen des Stotterns. Der Doktor meinte, es käme dann von selbst, daß Stotterchen sprechen lernte so wie andere Kinder, die so nett zu sagen wissen, was sie freut und was sie quält, und der Doktor kam nicht mehr wieder, und Fritzchen sagte „Tatata", gar nicht wie andere Kinder.

Er verstand alles, was man sagte, und versuchte wohl auch, es richtig nachzusprechen; es wurde aber nichts Verständliches. Stotterchen sagte nein mit dem Kopf, er nickte, und er deutete mit den Händchen, und mit etwas Liebe und Geduld wußten die Eltern doch, was sein „Tatata" jedesmal heißen mußte. Der Vater ging des Morgens in sein Amt, und nur des Mittags sah ihn das Bubchen oder dann Sonntags. Aber die Mutter! Die war immer da, und fast niemals überließ sie dem Mädchen die Sorge für den Kleinen. Sie verstand ihn doch am besten, und für sie sprach Stotterchen so klar und deutlich, daß es gar keinen Doktor gebraucht hätte. Aber Sorgen machte ihr die Zukunft. Wie sollte es in der Schule werden und im harten Leben, wenn Mutter nicht immer da sein konnte und verstehen und deuten.

Sie hatte noch zwei größere Kinder und hatte sie von Herzen lieb; aber diese gingen zur Schule, hatten ihre Kameraden und Aufgaben und Spiele, und wenn sie auch immer die Mutter brauchten, es war nicht so erkennbar, außer wenn das junge Herz mal einen Stoß erhalten hatte; dann sind ja alle Menschen so klein, wie sie noch nie waren, und brauchen Mutters Trostton. Fritzchen brauchte die Mutter immer, darum hatte sie ihn so ganz für sich und

mehr für das Kind wie für sich selbst hoffte sie auf Abhilfe.

Sie wagte selten ohne Fritzchen auszugehen, und ging sie mal nachts in Gesellschaft, dann mußte Hut und Mantel ganz versteckt bereit liegen, und Bubchen wachte am Morgen auf, und Mama war nie fortgewesen.

Einmal zog Mutter ein schönes Seidenkleid an, und ein Mann kam ihr Haar zu ordnen, und sie hatte Blumen darin, und Vater machte sich fein, und dann kam ein Wagen, und sie fuhren auf den Ball. Das war alles heiter und vergnüglich fürs ganze Haus; aber Fritzchen durfte beileibe nichts davon merken. An diesem Abend gab es seine Lieblingsspeise, und die dicke Tante Erna kam wie zufällig und setzte sich zu ihm, und sie brachte ein Spielzeug mit, und merkwürdig früh bekam er sein Abendessen, und ganz dunkel war's im Zimmer, wie Mama kam, gute Nacht sagen, und Mama roch so gut — aber das konnte er nicht sagen.

Es war spät in der Nacht. Die Eltern kehrten heim und hatten noch den letzten Tanz im Ohr, als sie die Treppe hinaufstiegen. Da — hörten sie schreckliches Weinen. Im Zimmer fanden sie Licht und das Dienstmädchen und die Kinder wach, und — Stotterchen saß in seinem Bett und weinte und rief „Tatata" und ganz verzweifelt immer wieder, und alle umstanden ihn ratlos. Die Mutter aber dachte gleich, Bubchen hatte was Aufregendes geträumt und mußte nur beruhigt werden. Sie schickte alle hinaus und legte schnell Mantel und Kopftuch beiseite, und sie stand da in ihrem schönen Kleide, mit Blumen frisiert und mit langen weißen Handschuhen an den Armen.

Fritzchen weinte schon nicht mehr. Er sah mit weiten Augen ganz gebannt auf die Mutter, und die Mutter sah Fritzchens Kindergesicht und sah, wie eine unendliche Anstrengung die kleine Stirne zusammenzog und die Augen aufriß, und dabei war es, als würde das Kind etwas Zähes kauen und kauen. Und dann — es ging so schnell, und doch war es ein Erleben — dann war es wie ein großes Glück, das in die Augen kam, und die Stirne war wieder glatt, und Fritzchen schluckte noch einmal, und dann sagte er: „Mama schön!"

Und so hat Fritzchen sprechen gelernt. Stotterchen aber hat er noch lange geheißen. Nun, das macht ja nichts.

Madleh.

Novelle von Carl Senn, Basel. Nachdruck verboten.

I.

„Hörst eigentlich auch, Willem, wie draußen der Sturm heult und der Regen aufs Schindeldach niederklatscht?" fragte die Sennhoferin etwas unwirschen und doch besorgten Tones, indem sie einige knorrige Föhrenscheite auf das offene Herdfeuer warf.

Der Gefragte, der in der Küchenecke auf dem Spaltstock hockte und mit großer Umständlichkeit den zerrissenen Riemen des groben, schwergenagelten Schuhes zusammenknotete, der ihm auf den Knieen lag, hielt in seiner Arbeit inne und horchte auf, als sei ihm bisher das Toben des Unwetters völlig entgangen, wiewohl es ums Haus herumraste, daß die Mauern unter den Windstößen bebten und Türen und Laden ächzten und knatterten.

„Ja, ja," gab er endlich auflauschend zurück, „eine tolle Nacht wird das wieder geben." Dann fuhr er unbekümmert in seiner Beschäftigung fort, des Lärms nicht weiter achtend.

Die Bäuerin klapperte etwas lauter mit dem Milchgeschirr, als nötig war, wie wenn sie den Sturm nicht unwidersprochen sein Wesen wollte treiben lassen oder in ihrem Innern etwas übertönen müßte. Erregt schritt sie dann ein paarmal zum rauchschwarzen Eckschrank hinüber und schlug die schweren Türen unsanft auf und zu. Endlich trat sie wieder an den Herd und starrte finsteren Blickes in die knisternde Glut.

Immer lauter wurde das Toben und Brüllen, immer unheimlicher das klagende Stöhnen, das im Schornstein hauste; immer ärger peitschte der Regen gegen das Schindeldach. Der Rauch stürzte fortwährend, zu einem dichten Knäuel geballt, durch das gähnende Loch des ungeheuren